GENDER OPEN REPOSITORIUM

Mein Weg zur Frauenforschung in der Behindertenpädagogik : Biographische Notizen

Schildmann, Ulrike

2008

https://doi.org/10.25595/342

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schildmann, Ulrike: *Mein Weg zur Frauenforschung in der Behindertenpädagogik : Biographische Notizen*, in: Schlüter, Anne (Hrsg.): Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung (Opladen: Budrich, 2008), 161-171. DOI: https://doi.org/10.25595/342.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Reihe:
Frauen- und Genderforschung
in der Erziehungswissenschaft

herausgegeben von

Sabine Hering
Maria Anna Kreienbaum
Anne Schlüter

Band 6

Anne Schlüter (Hrsg.)

Erziehungswissenschaftlerinnen
in der Frauen- und Geschlechterforschung

Verlag Barbara Budrich
Opladen & Farmington Hills 2008

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.
© 2008 Verlag Barbara Budrich, Opladen
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-86649-155-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de
Satz: Beate Glaubitz, Redaktion + Satz, Leverkusen
Druck: Paper&Tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhalt

Vorwort 7

Anne Schlüter
Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung 9

Ilse Brehmer
Warum ich Feministin wurde 17

Uta Enders-Dragässer
Der Weg ist das Ziel 33

Elisabeth de Sotelo
Biografische und erziehungswissenschaftliche Anmerkungen zur Geschlechterdifferenz 59

Sabine Hering
Von einer, die auszog, die Welt zu verändern. 81

Astrid Kaiser
Von Erziehungserfahrungen als Mädchen auf dem Weg zur Erziehungswissenschaftlerin. Autobiographische Darstellung der Bildungslaufbahn 97

Renate Nestvogel
In verschiedenen Welten zu Hause 115

Bärbel Schön
Grenz-Überschreitungen. Wege und Umwege zur pädagogischen Frauenforschung 135

Ulrike Schildmann
Mein Weg zur Frauenforschung in der Behindertenpädagogik – biographische Notizen. 161

Anne Schlüter
Leben zwischen Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn 173

Elke Kleinau
Produktive Umwege. Auf dem Weg zur Hochschullehrerin 191

Ulrike Schildmann

Mein Weg zur Frauenforschung in der Behindertenpädagogik – biographische Notizen

Soziale Herkunft: Arbeiterkind und Mädchen vom Lande

Als meine Mutter 1946 mit ihrer Familie aus Schlesien vertrieben wurde und in Ostwestfalen ankam, lernte sie bald darauf meinen Vater kennen, heiratete ihn und brachte in den folgenden Jahren (1947 und 1950) zwei Töchter zur Welt. Meine Eltern waren beide noch jung, sie hatten jeweils die achtjährige Volksschule durchlaufen und danach eine Berufsausbildung – als Maschinenschlosser bzw. als Fach-Verkäuferin – abgeschlossen. Ihre Kindheit und Jugend waren teilweise in die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges gefallen, und nun standen sie gemeinsam vor der Herausforderung der „Normalisierung" ihres (Alltags-)Lebens. Vor diesem Hintergrund hat das Thema Normalität in meinem Leben immer eine Rolle gespielt (vgl. auch Schildmann 2004, S. 7f.). Aufgewachsen in den 1950er und 60er Jahren in dieser Familie, die vor allem mütterlicherseits davon geprägt war, soziale und ökonomische Verluste zu verkraften und sich in jeder Hinsicht neu einzurichten, wurde uns Kindern (Mädchen) ein sozial angepasstes, unauffälliges Verhalten nahe gelegt. Der Grad der sozialen Kontrolle in den ländlichen Strukturen Westfalens war allgemein hoch, und die Migranten (Flüchtlinge/Vertriebene) waren – das bekamen sie mehr oder weniger deutlich zu spüren – von der einheimischen Bevölkerung nicht eben gerufen worden. Da hieß es beim kindlichen Austesten möglicher riskanter Verhaltensweisen schnell einmal: „Du bist wohl nicht normal". Aus dieser sozialen Enge versuchte ich auszubrechen, kritisierte die Erziehungsmethoden meiner Eltern und suchte Auswege daraus, interessierte mich (später) für Modelle der antiautoritären Erziehung und hatte ein deutliches Interesse an der Auseinandersetzung mit allem Nicht-Normalen und mit außergewöhnlichen Menschen. Unterstützt wurde mein kindliches Interesse auf Seiten der väterlichen Familie durch die Konfrontation mit einer chronisch kranken, pflegeabhängigen Großmutter, die – biographisch gesehen – mir die Möglichkeit bot, mit Anderssein, Nicht-Linearem, Nicht-Normalem konkret und angstfrei umzugehen. Das gesellschaftlich vorherrschende Muster der Orientierung an der Durchschnittsnorm und der Ablehnung allen sozialen Abweichens verkehrte sich bei mir im Laufe der Jahre – durch weitere prägende Erlebnisse mit dem gesamten Komplex von Krankheit/Behinderung – tendenziell ins Gegenteil.

Ich entwickelte ein starkes Interesse an der Analyse sozialer Probleme, wobei mir die Struktur des später von mir gewählten, damals (1970) gerade neu etablierten Studiengangs der Diplom-Pädagogik (vgl. Krüger/Rauschenbach 2003) sehr entgegen kam: In ihm wurde eine fundierte kritische Auseinandersetzung mit Erziehung und Sozialisation sowie mit deren soziologischen und psychologischen Grundlagen angekündigt. Auch war eine mögliche Schwerpunktsetzung in der Sonderpädagogik vorgesehen. Meine (sozialwissenschaftlich orientierten) Erwartungen wurden – im Wesentlichen – nicht enttäuscht.

Aber bevor sich diese – stärker selbstbestimmten – Perspektiven für mich auftaten, durchlief ich, die allgemeine Bildung betreffend, zunächst die Grundschule in meinem Heimatdorf und danach, weil dort auch schon meine ältere Schwester war, eine Mädchen-Realschule in Bielefeld, die ich mit der Mittleren Reife abschloss. Während meine Schwester anschließend eine private Fachschule zur Ausbildung von Gymnastiklehrerinnen besuchte (sie war das „Sport-Ass" in unserer Familie) und danach – mit einer Zusatz-Ausbildung als Trainerin – Sportlehrerin an einem Gymnasium wurde, entschied ich mich, vielleicht vor allem wegen meiner guten Noten, nach der Mittleren Reife die Oberstufe eines Evangelischen Gymnasiums in Bethel zu besuchen, um dort das Abitur zu machen. Dabei war keineswegs klar, dass ich danach studieren würde. Denn dieser Weg, den ich nun wählte, wurde von meinen Eltern zwar akzeptiert, aber nicht im eigentlichen Sinne gewünscht, hatten sie selbst doch nur einen begrenzten sozialen Aufstieg für ihre beiden Töchter gewünscht, der durch den Realschulabschluss und eine qualifizierte Fachschulausbildung ohne Weiteres erreicht erschien. Der Aufstieg ihrer Kinder sollte – was verständlich erscheint – auch für sie selbst sozial und intellektuell überschaubar bleiben, was bei meinem weiteren Werdegang jedoch nicht der Fall war. Ich machte statt einer fundierten Berufsausbildung das Abitur, studierte anschließend, promovierte und habilitierte und wurde – entgegen jeder eigenen und fremden Erwartung – Professorin an einer Universität.

Bildungs- und Berufslaufbahn: ehrgeizig, aber nicht ohne Selbstzweifel

Vieles, was andere, intellektuell geförderte Menschen bereits bis zum Zeitpunkt ihrer Hochschulreife und ihres Erwachsenwerdens erlebt und gelernt haben, fand in meinem Falle erst später, in den Jahren des Studiums und der beginnenden Berufstätigkeit statt, weshalb ich mindestens bis zu meinem 40. Lebensjahr meine Biographie vor allem als eine Lernbiographie betrachtet habe. In meiner Bildungslaufbahn hatte sich im Alter zwischen 16 und 21 Jahren ein großer Widerspruch aufgetan, mit dem ich nur schwer fertig wur-

de: Ich war in der Realschule eine gute Schülerin gewesen (immer die Zweitbeste der Klasse), was mich selbst dazu bewog, den Schritt in die Oberstufe des Gymnasiums zu wagen. Dass ich dort aber, ohne faul oder fachlich desinteressiert zu sein, zum Teil kläglich scheiterte und das Abitur schließlich nur mit großen Mühen – und im (offenen) Kampf gegen eine mir nicht wohl gesonnene Lehrerin – erlangte, hat mich massiv an meiner Leistungsfähigkeit zweifeln lassen. Dass ich nach dem Abitur – trotz aller Kränkungen und eines überaus schlechten Notendurchschnitts – dennoch den Schritt wagte, (gemeinsam mit einer kleinen Gruppe von Freunden) nach Berlin zu gehen und dort an der Pädagogischen Hochschule das Studium der Diplom-Pädagogik zu beginnen, interpretiere ich als ein Zeichen dafür, dass ich mir – an einem neuen Ort und unter neuen Bedingungen – unbedingt beweisen wollte, dass die schlechten schulischen Beurteilungen nicht meine (tatsächlichen) intellektuellen Fähigkeiten widerspiegelten, sondern eher nur eine ungute Kombination von Leistung und Verhalten, die nicht ganz in den Rahmen des evangelischen Gymnasiums passte; denn ich war zu sehr durch Normen, Denken und Sprache der Arbeiterschicht und der Mädchensozialisation (einschließlich der monoedukativen Strukturen der Mädchen-Realschule) geprägt und entsprach so weder den Normen der koedukativen, an Jungen orientierten Schule noch der mittelschichtorientierten „Bethel-Gesellschaft". Umso mehr verwunderte mich nun wiederum der erfolgreiche Einstieg in das Studium: Ich stieß auf Themen, die mich brennend interessierten und persönlich betrafen, und hatte keine Probleme, den sich stellenden Anforderungen des Studiums der Pädagogik gerecht zu werden. Ich hatte offensichtlich einen Studiengang gefunden, in dem ich mich – vor allem vor dem Hintergrund meiner eigenen Fragestellungen – auf eine kritische, sozialwissenschaftliche Art und Weise mit den mir wichtigen Problemen von Erziehung und Sozialisation auseinandersetzen konnte. In diesem Rahmen war es möglich, als Studienschwerpunkt die Sonderpädagogik zu wählen, womit ich die Hoffnung verband, mein Interesse an medizinischen Fragestellungen und meine Erfahrungen im Umgang mit Krankheit und Behinderung in mein (sozialwissenschaftlich orientiertes) Studium integrieren zu können. So kam ein Studienplan zustande, der sich thematisch zunächst auf die Bildungsbenachteiligung von Mädchen, die schicht- und die geschlechterspezifische Sozialisation, den Zusammenhang von Sozialisation und Sprache, die Konstruktion des „schlechten Schülers" (Höhn 1967) u.ä. konzentrierte, aber eben auch von Anfang an auf grundlegende Fragestellungen der Sonderpädagogik. Wie dies auch bei anderen Wissenschaftlerinnen zu lesen ist, habe ich also nicht zuletzt lebensgeschichtlich motivierte Studienentscheidungen getroffen (vgl. Knapp 2006, S. 180) und schließe mich folgender Äußerung von Gudrun-Axeli Knapp an: „Dieses Moment der nachträglichen Reflexion und Aneignung unzureichend begriffener vorgängiger Erfahrungen ist in meinem Studium in verschiedenen thematischen Hinsichten wichtig geworden" (Knapp 2006, S. 184).

Vordiplom- und Diplom-Prüfungen durchlief ich mit großem Engagement, immer in der Regelzeit und mit den bestmöglichen Noten, aber ebenfalls immer unter dem Druck, es mir selbst – und meiner ehemaligen Schule! – beweisen zu müssen. Wenn dabei vielleicht das „unbeschwerte Studentenleben" weitgehend auf der Strecke geblieben ist, so mag das manchen Menschen als bedauerlich erscheinen, für ein Mädchen aus der Arbeiterschicht und vom Lande, also für mich, war dies aber der einzig mögliche Weg und ein glücklicher dazu, gemessen an den Vorerfahrungen im Gymnasium.

Schon bald erschienen jedoch auch ganz neue thematische Felder am Horizont, die zum Teil noch kaum wissenschaftlich bearbeitet waren, und an deren wissenschaftlicher Aufbereitung ich großes Interesse hatte. Da war zunächst die aufkommende „Kritik der Sonderpädagogik" (Aab u.a. 1973), in der das traditionelle Sonderschulsystem kritisch hinterfragt und auf eine neue, breitere, gesellschaftskritische historische Grundlage gestellt wurde, die in den folgenden Jahren vor allem von Wolfgang Jantzen – zunächst mit seinem Werk „Sozialisation und Behinderung" (1974) – ausgearbeitet und weiterentwickelt wurde. Diese aufkommende kritische Haltung der traditionellen Sonderpädagogik gegenüber fand auf der pädagogischen Praxisebene eine Entsprechung in der Entwicklung der Integrationspädagogik, die ich Anfang der 1970er Jahre in Berlin hautnah miterleben konnte. Das Kinderhaus Friedenau (fast in der Nachbarschaft des in der Steglitzer Schlossstraße befindlichen Instituts für Sonderpädagogik gelegen), in dem 1973 die erste gemeinsame Kinderladengruppe für behinderte und nicht behinderte Kinder entstand, sowie die Fläming-Grundschule, die diese Kindergruppe 1976 übernahm und mit ihr die erste Integrationsklasse eröffnete, der viele andere an den verschiedensten Orten folgten, stellten eine große Herausforderung gegenüber der traditionellen Sonderpädagogik dar. Sie war ja selbst gerade erst soweit, dass sie neben dem differenzierten (separativen) Sonderschulsystem auch Frühförderstellen, Sonderkindergärten und für erwachsene Menschen Werkstätten für Behinderte bereitstellte. Vor allen Dingen so ist es wohl zu erklären, dass sie den integrativen Ansatz zunächst als Provokation empfand und diskursiv zum Teil in massiver Weise abwehrte.

Die Themenwahl meiner Diplom-Arbeit sowie meiner Dissertation wurde vor allem durch die „Kritik der Sonderpädagogik" beeinflusst; aufgegriffen habe ich aber primär auch die zu der damaligen Zeit im universitären Rahmen geführten politischen Debatten über Arbeiterbewegung und Frauenbewegung, wiederum unter Einbeziehung autobiographischer Komponenten (auf dem Themenfeld von Krankheiten, Unfällen, Behinderung). Nachdem ich an der Pädagogischen Hochschule Berlin 1976 eine Diplom-Arbeit „Zur politischen und ökonomischen Funktion der beruflichen Rehabilitation Behinderter in der BRD und West-Berlin" vorgelegt hatte (Erstgutachter: Ulf Preuss-Lausitz; Publikation der Arbeit auf dessen Initiative hin 1977), bewarb ich mich im direkten Anschluss daran um ein Promotionsstipendium an der Universität Bremen, um nun im Umfeld von Wolfgang Jantzen und Bar-

bara Rohr wissenschaftlich weiterarbeiten zu können. Das gewählte Dissertationsthema „Weibliche Lebenszusammenhänge und Behinderung. Aspekte der sozialen Unterdrückung behinderter Frauen" knüpfte an ein Einzelergebnis meiner Diplom-Arbeit an und hatte daneben bereits einen eindeutigen Bezug zu den Debatten der Frauenbewegung und der feministischen Frauenforschung der 1970er Jahre. Mit meiner Themenwahl „Weibliche Lebenszusammenhänge und Behinderung" (vgl. Schildmann 1983) habe ich bewusst versucht, den von Ulrike Prokop analysierten „Weibliche(n) Lebenszusammenhang" (2. Aufl. 1977) systematisch mit dem gesellschaftlichen Problemkomplex „Behinderung" zu verbinden und auf diese Weise wissenschaftlich auszudifferenzieren. So entstand für mich eine Auseinandersetzung über das Verhältnis zwischen „Behinderung und Geschlecht", die mich – in unterschiedlicher Weise und Intensität – bis zum heutigen Zeitpunkt beschäftigt. Die Habilitation erfolgte erst viel später (1995 an der Technischen Universität Berlin, Erstgutachter nochmals Ulf Preuss-Lausitz), vor allem bedingt durch mehrere relativ kurzfristige Arbeitsverhältnisse und Auslandsaufenthalte, die die Arbeit an einem Habilitationsprojekt einige Jahre lang verhinderten. Inhaltlich war es mir ein großes Anliegen, auch die „Geschlechterdimension in der Integrationspädagogik" theoretisch auszuloten und auf einem zentralen pädagogischen Feld, der Arbeit von Erzieherinnen in integrativen Kindergartengruppen, empirisch auszudifferenzieren (vgl. Schildmann/ Völzke 1994, Schildmann 1996).

Zur Zeit der Habilitation hatte ich bereits einige berufliche Stationen durchlaufen, die mich nicht nur mit weiteren professionellen Arbeitsfeldern in Kontakt gebracht haben, sondern auch die Arbeit an einer ausländischen Universität einschlossen. Meine Tätigkeiten waren überwiegend im wissenschaftlichen Bereich angesiedelt; denn es hatte sich – zu meiner eigenen Überraschung und erst recht zu der meiner Herkunftsfamilie – herausgestellt, dass mich die Forschung immer wieder brennend interessierte und auch über lange Strecken begeistern konnte. Die hauptamtliche Arbeit an der Universität hatte ich zunächst durch eine fünfjährige wissenschaftliche Assistentinnen-Tätigkeit (1978-1983) am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin kennen gelernt, wo ich in der „Kommission Staat, Organisation, Planung" im Fachgebiet der „Gesundheitssystemanalyse" (Medizinsoziologie) lehren durfte, während sich die Forschungsseite weiterhin auf die Promotion an der Universität Bremen konzentrierte. Später arbeitete ich nochmals für nur ein Jahr (1985/86) in einem Forschungsprojekt der FU Berlin, in dem die Geschichte und Soziologie von Frauenberufen untersucht wurde (Leitung: Marion Klewitz; vgl. Klewitz/Schildmann/Wobbe 1990). Vor und nach letztgenannter Tätigkeit war ich (Gast-)Dozentin an der Universität von Island in Reykjavík, wiederum jeweils für ein Jahr (1984 und 1986/87), wo ich (in englischer Sprache) sowohl Behindertenpädagogik als auch Medizinsoziologie lehrte. Die Lehrinhalte enthielten von Anfang an frauen- und geschlechterspezifische Bezüge, die mir seit Beginn der Promotionszeit 1977 präsent

waren und die ich in Auseinandersetzung mit den jeweiligen beruflichen Orientierungen weiter zu entwickeln versucht habe (s. auch folgendes Kapitel).

Mit 37 Jahren konnte ich nach meiner Rückkehr aus Island erstmals zwischen zwei *unbefristeten Stellen* – in der Hochschul- bzw. Wissenschaftsverwaltung – wählen! Und ich entschied mich für die renommiertere, wenn auch schlechter bezahlte Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates in Köln. Persönlich damit verbunden war für mich die Beziehung zu einem Mann, die mir als Fernbeziehung zwischen Berlin und Bonn unmöglich erschien und die bis heute existiert. So verließ ich Berlin (als regulären Wohnort) und begann ein neues Wanderleben; denn der Wissenschaftsrat mit seinen hierarchischen Strukturen und seinem Verwaltungscharakter konnte mich nicht halten. Nach zwei mühsamen Arbeitsjahren konnte ich die erste unbefristete Arbeitsstelle meines Lebens wieder verlassen. Ich hatte in der Zwischenzeit den Versuch unternommen, den Weg zurück in die Hochschule zu finden, was mir – zu meiner Überraschung und zu meinem Glück – auf Anhieb gelang. Bereits die erste Bewerbung führte zum Erfolg: Am 1. Januar 1990 wurde ich mit 39 Jahren C2-Professorin für „Allgemeine Heilpädagogik" an der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum und hatte damit ein Ziel erreicht, von dem ich – als Mädchen aus der Arbeiterschicht – kaum zu träumen gewagt hatte („der Griff nach den Sternen", wie Sigrid Metz-Göckel, 2006, S. 73, sagen würde). Dass ich diese Hochschule so schnell, nach nur drei Semestern, wieder verließ, lag einzig und allein an einem zweiten Ruf auf eine Professur, um die ich mich zeitgleich mit der Professur in Bochum beworben hatte: Es war eine C3-Stelle, sie war an einer Universität-Gesamthochschule angesiedelt und dadurch mit einer geringeren Lehrverpflichtung (statt 18 nur 12 Stunden) und besseren Forschungsmöglichkeiten verbunden. Auch diese zweite Professur für „Heil- und Sonderpädagogik" – in dem Modellstudiengang „Außerschulisches Erziehungs- und Sozialwesen" der Universität-Gesamthochschule Siegen – hätte ich sicherlich nicht so schnell (wenn auch nach immerhin neun Semestern) wieder verlassen... wenn nicht an der Universität Dortmund eine Professur für *„Frauenforschung in der Behindertenpädagogik"* ausgeschrieben worden wäre, auf die ich mich wegen meiner Spezialisierung genau in diesem Feld einfach bewerben *musste*! Ich erhielt auch diesen Ruf, trat die Stelle 1996 an und bezeichne sie – fachlich gesehen – als *meine Traumstelle*. Dabei spielt für mich die Lehre, d.h. die direkte Auseinandersetzung mit den Studierenden und mit den sich von einer Studentengeneration zur nächsten verändernden Bedürfnissen und Sichtweisen auf die Gesellschaft eine große Rolle. Forschung ohne Lehre wäre nicht in meinem Sinne. Schließlich resultiert so manche neue Forschungsfrage aus dem Auseinandersetzungsprozess mit Studentinnen und Studenten im Rahmen der Lehrveranstaltungen.

Teilhabe an der Frauen- und Geschlechterforschung: am Rande und doch mittendrin

Als die Frauenbewegung in Berlin entstand, war ich eine junge Studentin und zunächst als Zaungast, wie auch anderen politischen Gruppen gegenüber, an ihren Debatten interessiert. Selbsterfahrungsgruppen – nach dem amerikanischen Vorbild der Consciousness Raising Groups – waren mir ein Begriff. Die erste öffentliche gynäkologische Selbstuntersuchung von Frauen (etwa 1976), die als ein Ausgangspunkt für die Frauengesundheitsbewegung anzusehen ist, habe ich mit Interesse vorfolgt, ohne aber persönlich dabei gewesen zu sein. Auch an Selbstverteidigungskursen hatte ich großes Interesse, selbst wenn ich auch daran erst später teilgenommen habe. Mein persönlicher Einstieg in die Frauenbewegung geschah eindeutig auf dem Wege der feministischen Frauen*forschung*: über mein Promotionsthema „Weibliche Lebenszusammenhänge und Behinderung", über meine knapp einjährige Mitarbeit (im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme) an einem Anschlussprojekt an die wissenschaftliche Begleitung des (ersten) Frauenhauses in Berlin (vgl. Hagemann-White 2006, S. 130) und über die Debatten an der Freien Universität im Rahmen meiner wissenschaftlichen Assistententätigkeit. Aus der Sympathisantin der Frauenbewegung wurde also erst im Laufe der Jahre eine Aktivistin, wobei es eindeutig die Hochschule war, von der aus der „Brückenschlag zur Frauenbewegung" stattfand (vgl. für die Soziologie ähnlich: Becker-Schmidt 2006, S. 44f.). Während ich aber die ersten Sommeruniversitäten für Frauen an der Freien Universität (leider) verpasste und mich erst an der 5. (1980) mit einem eigenen Angebot beteiligte, war ich beim „1. Frauenforum im Revier" (Universität Dortmund 1978) mit einem Arbeitsgruppen-Angebot zur sozialen Lage behinderter Frauen (meinem Promotionsthema) vertreten (vgl. Krüger/Schildmann 1982).

Am Soziologischen Institut der FU Berlin führte ich in den Jahren 1978 bis 1983 regelmäßig Lehrveranstaltungen zum Themengebiet „Geschlecht, Arbeit und Gesundheit" durch und hatte es auf diesem Feld mit höchst engagierten Studentinnen zu tun, die nicht zuletzt auch dafür sorgten, dass diese Inhalte in gezielten „Frauenseminaren" (von Frauen für Frauen) stattfanden. Hier fühlte ich mich „mittendrin", akzeptiert und im positiven Sinne gefordert. Aber manches Mal habe ich mich in der Frauen-Szene auch „am Rande" gefühlt, vor allem dann, wenn es *nicht* um meine direkte Arbeit am Soziologischen Institut ging; denn das Thema Behinderung und Geschlecht, mit dem ich mich in der Dissertation intensiv beschäftigte und für das ich in der Frauenbewegung eintrat, wurde innerhalb der Bewegung teilweise mit Skepsis und Abwehr betrachtet. Auf zwei inhaltlichen Feldern habe ich dies besonders in Erinnerung, nämlich bei den Themen „Abtreibung" und „behinderte Frauen":

a) Wenn es in den Debatten der Bewegung um Abtreibung/Schwangerschaftsabbruch ging, dann brachte zunächst – verständlicherweise – der Slogan „Mein Bauch gehört mir" über Jahre hinweg das allgemeine kollektive Bewusstsein zum Ausdruck, war doch die Abtreibungsdebatte in den 1960er Jahren (USA) und den beginnenden 70er Jahren (Europa/ Deutschland) *der* politische Ausgangspunkt für die Frauenbewegungen gewesen. Konfliktstoff unter den frauenbewegten Frauen entstand aber, als nach der Reform des § 218 (1976) individuelle Ansprüche an „soziale Indikation" und an „eugenische Indikation" aufeinander prallten. Viele Frauen waren sich ihres Selbstbestimmungsrechtes („mein Bauch gehört mir") sehr bewusst, während sie sich der eugenischen Indikation und damit dem Lebensrecht behinderter Kinder gegenüber (im Sinne ihres eigenen Vorteils) recht unkritisch verhielten. Damit stießen sie aber auf die kritische Haltung der Frauen in der Behindertenbewegung sowie einiger Vertreterinnen der Frauengesundheitsbewegung, die gerade auch für das Lebensrecht behinderter Kinder eintraten, nicht zuletzt verbunden mit einer Kritik der damals neuen Entwicklungen von Gentechnologie und Reproduktionsmedizin. Während der Mainstream der Frauenbewegung künstliche Befruchtung und Identifizierung von Erbkrankheiten eher unter dem Aspekt der Selbstbestimmung der Frau betrachtete, bezogen die Frauen der Behindertenbewegung und die Frauengesundheitsbewegung auf diesem Feld eine eher ethisch orientierte, technologiekritische Position. Aufgelöst hat sich das Problem bis heute nicht, nur die Debatten sind abgeflaut.

b) Wenn es in den Debatten der Bewegung um die Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen ging, insbesondere auf Grundlage der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, dann kam im Anschluss an die Initiativ-Phase der Frauenforschung etwa ab Anfang der 1980er Jahre in der sozialwissenschaftlichen Frauen*forschung* deutlich das Bedürfnis zum Ausdruck, die Analysen so zu gestalten, dass möglichst die *Stärken* von Frauen (statt deren *Schwächen* und sozialer Unterlegenheit) identifiziert werden konnten. Mich persönlich traf Anfang der 1980er Jahre genau diese neue (Dominanz-)Position, als ich 1982 dem Verlag Frauenoffensive meine Dissertation über die Lebensbedingungen behinderter Frauen zur Publikation anbot: In einem Antwortschreiben des Verlages bekam ich u.a. zu lesen: „es liegt offenbar in der Natur der Fachdisziplin, dass Beschädigungen und Mängel aufgedeckt werden sollen... es werden unentwegt sozio-psychologische Untersuchungen an den Verlag geschickt, die eben alle das sogenannte Kranke oder Unglückliche an den Frauen herausarbeiten, und – so wichtig das auch ist –, mir reicht es manchmal mit dieser ganzen wunderbar wissenschaftlichen Kaputtheit" (Verlag Frauenoffensive/Käthe Trettin, 1. Nov. 1982). Offenbar war hier nicht begriffen worden, dass behinderte Frauen eine durchaus relevante gesellschaftliche Personengruppe darstellen und dass auch die soziale Lage be-

hinderter Frauen gesellschaftliche Verhältnisse im Allgemeinen sehr deutlich widerspiegelt. Nur mit Hilfe der damals noch existierenden Berliner Frauenzeitschrift COURAGE gelang es mir, kurze Zeit später von dem Verlag eine Entschuldigung für diese und ähnliche Aussagen zu erhalten. Heute wäre es fast undenkbar, dass die Personengruppe der behinderten Frauen nur als Opfer und Unglückswesen in der Frauen- und Geschlechterforschung erschiene. Aber bevor es soweit war, musste die allgemeine Frauenforschung den Gewinn aus einer differenzierenden Auseinandersetzung mit den Unterschieden zwischen den einzelnen sozialen Gruppen von Frauen erst erkennen, was im Wesentlichen unter der inhaltlichen Perspektive von „Gleichheit und Differenz" geschah.

Beide genannten Beispiele sollen aus der autobiographischen Perspektive heraus deutlich machen, dass die Frauenbewegung nicht – wie das von manchen Außenstehenden (zumindest in meinem Arbeitsumfeld immer wieder) angenommen wird – entlang eines einheitlichen Programms handelt(e) und funktioniert(e), sondern eben ganz im Sinne einer sozialen Bewegung durch diejenigen (und nur durch sie) geprägt wurde und wird, die sich mit ihren eigenen Belangen einbringen und sich für diese einsetzen. Je mehr Frauen (und Männer) sich also dafür entscheiden, über die Verhältnisse zwischen Geschlecht und Behinderung zu forschen und zu arbeiten, umso besser und differenzierter werden die Ergebnisse auf diesem Gebiet sein und umso besser werden wir dieses Feld auch der allgemeinen Frauenforschung, aber auch der allgemeinen (Behinderten-)Pädagogik gegenüber, vertreten und etablieren können. Für mich persönlich hat sich das Themenfeld „Geschlecht und Behinderung", alles in allem, als ein differenziertes und wissenschaftlich lohnendes Feld herausgestellt, das ich mir, wie oben beschrieben, als Erziehungswissenschaftlerin über einen sozialwissenschaftlich orientierten Zugang erarbeitet habe. In diesem Rahmen haben wissenschaftspolitische Prozesse immer eine große Rolle gespielt, wie im Folgenden exemplarisch ausgeführt werden soll.

Wissenschaftspolitische Prozesse: zwischen Glück und harter Arbeit

Als in einem gemeinsamen Kraftakt von Bund und Ländern für die 1990er Jahre ein *Hochschulsonderprogramm* aufgelegt wurde, waren darin auch und besonders enthalten: die Förderung von Frauen an den deutschen Hochschulen sowie die Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung als ein international bedeutsames interdisziplinäres Forschungsfeld. Die Einrichtung des Netzwerks Frauenforschung NRW, dem inzwischen über 60 Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung in Nordrhein-Westfalen angehören

und zu dem die seit 1996 regulär besetzte Professur „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" an der Universität Dortmund gehört, ist Teil dieses Großprojektes. Für mich persönlich bestand das Glück darin, dass ich die Stelleninhaberin dieser Professur für Frauenforschung in der Behindertenpädagogik wurde und so die Gelegenheit erhielt, gezielt und systematisch daran zu arbeiten, den Zusammenhang von Behinderung und Geschlecht wissenschaftlich zu erfassen, auf diesem Feld – der Denomination gemäß – zu lehren und zu forschen und mich auch an der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses zu beteiligen. Als Glück bezeichne ich es aber auch, dem Netzwerk Frauenforschung NRW als solchem anzugehören und auf diesem Wege von der interdisziplinären Kooperation vieler engagierter Wissenschaftlerinnen zu profitieren (vgl. als Beleg vor allem Becker/Kortendiek 2004, aber auch Cottmann/Kortendiek/Schildmann 2000). Als harte Arbeit erlebe ich dagegen die politischen Auseinandersetzungen darüber, welche Relevanz der Frauen- und Geschlechterforschung, jetzt nicht mehr im Rahmen von Frauenbewegung/-forschung, sondern in meiner fachlichen Herkunftsdisziplin, der Behindertenpädagogik und den Rehabilitationswissenschaften, beigemessen wird; denn bei jeder Reform von Studiengängen und Prüfungsordnungen oder von universitären Strukturen u. ä. wird das Terrain neu abgesteckt und „Anerkennung wird zum Machtspiel" (Dröge-Modelmog 2006, S. 111), und dies, obwohl die Relevanz der Geschlechterdimension für die Behindertenpädagogik – auf Grund von Jungen"lastigkeit" in der Schülerschaft mit sonderpädagogischem Förderbedarf und dem Mangel an männlichen Pädagogen in der entsprechenden Lehrerschaft – nur noch selten (direkt) angezweifelt wird.

Zwischen Glück und harter Arbeit empfinde ich meine regelmäßige Mitarbeit in den unterschiedlichsten wissenschaftspolitischen Gremien innerhalb und außerhalb der Universität. In den Gremien, die mich als wissenschaftlich tätige Frau um Mitarbeit bitten, sehe ich mich häufig als eine – wenn auch gefragte – Außenseiterin, entweder als Behindertenpädagogin oder als Frauenforscherin, manchmal auch in der Doppelrolle von beidem. Die Gratwanderungen, die ich regelmäßig unternehme, um mit meinem Fach und mit meinen wissenschaftlichen Positionen akzeptiert zu werden, würden mir aber sicherlich schwer(er) fallen, wäre da nicht... (s. o.) die früh eingeübte Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen Normalität und Abweichung und das ausgeprägte Interesse an allem Nicht-Linearen und Nicht-Normalen.

Literatur

Abé, Ilse u.a. (1973): Kritik der Sonderpädagogik. Gießen: Edition 2000.

Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Becker-Schmidt, Regina (2006): Anstiftungen zum Feminismus. In: Vogel, S. 33-49.
Cottmann, Angelika/Kortendiek, Beate/Schildmann, Ulrike (Hrsg.) (2000): Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung – Einblick und Ausblick. Opladen: Leske + Budrich.
Dröge-Modelmog, Ilse (2006): Wissenschaftliche Biographie. In: Vogel, S. 100-115.
Hagemann-White, Carol (2006): „Wege und Brücken". In: Vogel, S. 125-137.
Höhn, Elfriede (1967): Der schlechte Schüler. Sozialpsychologische Untersuchungen über das Bild des Schulversagers. München: Piper.
Jantzen, Wolfgang (1974): Sozialisation und Behinderung. Gießen: Focus.
Klewitz, Marion,/Schildmann, Ulrike/Wobbe, Theresa (Hrsg.) (1989): Frauenberufe – hausarbeitsnah? Zur Erziehungs–, Bildungs- und Versorgungsarbeit von Frauen. Pfaffenweiler: Centaurus.
Knapp, Gudrun-Axeli (2006): Geradlinige Umwege. In: Vogel 2006, S. 178-189.
Krüger, Angelika/Schildmann, Ulrike (1982): Lebens- und Arbeitsbedingungen behinderter Frauen. In: Dokumentationsgruppe des 1. Frauenforums im Revier (Hrsg.): Frauen begreifen ihren Alltag (Universität Dortmund, März 1979). Essen, S. 280-286.
Krüger, Heinz-Hermann/Rauschenbach, Thomas (2003): Diplom-Pädagogen in Deutschland. Survey 2001. Weinheim und München. Juventa.
Metz-Göckel, Sigrid (2006): Wissenschaftsbiographischer Selbstversuch: Versuch, mir die Welt soziologisch zu erklären. In: Vogel, S. 73-89.
Prokop, Ulrike (1977): Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Schildmann, Ulrike (1977): Zur politischen und ökonomischen Funktion der beruflichen Rehabilitation Behinderter in der BRD und West-Berlin. Rheinstetten: Schindele.
Schildmann, Ulrike (1983): Lebensbedingungen behinderter Frauen. Gießen: Focus.
Schildmann, Ulrike/Völzke, Reinhard (1994): Integrationspädagogik: Biographische Zugänge. Berufliche Werdegänge von Erzieherinnen in Kindergartengruppen für behinderte und nichtbehinderte Kinder. Opladen: Leske + Budrich.
Schildmann, Ulrike (1996): Integrationspädagogik und Geschlecht. Theoretische Grundlegung und Ergebnisse der Forschung. Opladen: Leske + Budrich.
Schildmann, Ulrike (2004): Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Eine empirische Untersuchung der Werke von Barbara Rohr und Annedore Prengel. Opladen: Leske + Budrich.
Schildmann, Ulrike (2006): Vor-Bilder. Männer und Frauen in pädagogischen Berufen: Motivation, Werdegänge, Perspektiven. Bochum: Projektverlag.
Vogel, Ulrike (Hrsg.) (2006): Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.